

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 24, 14. Juni 1845

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Filfter Jahrgang.

N^o 24.

Sonnabend, den 14. Juni.

1845.

Reinhold.

Eine Erzählung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Meine Jugend.

(Fortsetzung.)

In frühesten Kindheit hatte meine Wärterin mich einige Gebete gelehrt, die ich immer mechanisch hergesagt und nachher vergessen hatte; nun fielen mir plötzlich die Worte eines alten Liedes wieder ein:

„Sieh nicht an meine Sünden groß,
Sprich du mich selber gnädig los!“

Mein Mund sprach sie jetzt unwillkürlich aus und meine Hände falteten sich. Aber ach, des traurigen Bekenntnisses! Es war mir als müßte ich meiner Schwäche mich schämen: meine Religion hatte bisher nur im Wissen bestanden, und das Heiligste, welches uns Gott in der Sprache menschlicher Zunge gegeben hat, diente nur dazu, Stolz und Eitelkeit in mir zu nähren. Der Versucher flüsterte: „Niemand kann es dir beweisen!“ Daran hielt ich mich, und das Resultat dieser schrecklichen Nacht war, als ich endlich den Morgen erblickte: ich wollte zur Schule gehen und kühn jedem mir nahenden Verdachte die Stirn bieten.

Gleich nach mir trat der Lehrer in die Classe, und obgleich mein Herz ängstlich klopfte, konnte doch mein Neuzeres mich nicht verrathen. Wohl fiel mancher Unheil verklärende Blick auf mich, doch ließ ich es mich nicht ansprechen, und stolz wie immer ging ich an meinen Platz. Mit ernstem Blick überfah der gute Rector Herbart die Versammlung, dann, nachdem er ein kurzes Gebet gespro-

chen, hub er an: „Ihr seid Alle hier, bis auf zwei, Meno und Heinrich; die traurige Veranlassung ihres Fehlens ist Euch bekannt.“ — Er schwieg einige Minuten, und sein Blick ruhte auf mir, der mit der linken Hand auf den Tisch gestützt, mit der rechten unter der Weste das heftige Klopfen seines Herzens zu unterdrücken suchte, und es vermochte, den Blick, der sonst so mild und nun so ernst war, zu ertragen. Der Rector fuhr fort: „Meno liegt mit schwer verletztem Haupte bewußtlos darnieder an den Folgen einer That, die ihren Richter finden wird; sein trostloser Freund hat diese Nacht an seinem Lager gewacht. Seine Eltern werden heute die Nachricht von der Gefahr ihres einzigen Sohnes erhalten. — Wer ist der Thäter?“ — Es entstand eine lange, peinliche Pause. Ich fühlte Aller Blicke auf mich gerichtet und — es ist kaum glaublich aber dennoch wahr — während ein fürchterlicher Kampf meine Brust zusammenzog, während ich meine Beine erbeben fühlte, als müßte ich zusammensinken, konnte ich doch meine Haltung behaupten, und bei allen Schrecken, die durch mein innerstes Wesen bebten, lag dennoch eine, mich jetzt mit Grauen vor mir selbst erfüllende Lust für mich in der Kraft meines Willens. Herbart sprach weiter: „Der Doctor Heinze hat mir eine Vermuthung mitgetheilt, die den auf triftigen Gründen beruhenden Verdacht bestätigt. Möge der Thäter durch ein freiwilliges Geständniß einer Untersuchung vorbeugen, die das Gericht nur auf meine Vorstellung verzögert! — Er ist unter uns, und ich hoffe, nicht vergeblich gesprochen zu haben.“

Die Stunden vergingen; ich hatte keine Blöße gegeben, und als beim Weggehen Herbart mich noch einmal ernst und traurig anblickte, ordnete ich ruhig meine Bücher und ging einer Scene entgegen, die ich jetzt ausführlich schildern muß.



Als ich in unser Haus trat, verließ die Rectorin Hertbart, die von meiner Mutter sehr geliebt und geachtet wurde, das Zimmer und ihr Blick, so wie die verweinten Augen meiner Mutter sagten mir genug. Ich wollte, nachdem ich meinen hergebrachten Reverenz gemacht, rasch auf mein Zimmer eilen, doch die sanfte Stimme meiner Mutter rief mich zurück; sie winkte mir, ihr in das entlegenste Zimmer im Hinterhause zu folgen und schloß dasselbe sogleich nach meinem Eintritte ab. Dann trat sie vor mir hin und sagte mit einem Tone, der mir durch die Seele schnitt: „Reinhold, was hast Du gethan? wie beugst Du Deine Eltern! Unglückseliges Kind, nur ein offenes Geständniß ist das Einzige, was Dir bleibt, einer Aufsehen erregenden Untersuchung zuvorzukommen, und Deine Strafe zu mildern, und nur die tiefste Reue“ — — „Worüber?“ fiel ich, die Rede abschneidend, ihr trotzig ein, „was soll ich denn gestehen? Freilich, ich weiß es, haben Sie mir immer Schlimmes zugekrautet, und auch jetzt werden Sie den grundlosen Verdacht, den die Frau Rectorin Ihnen mitgetheilt, gern zur Gewißheit erheben.“ — „Grundlos?“ rief die erschütterte Frau; „o, daß es so wäre!“ — „Wo sind die Beweise?“ fragte ich mit erkünstelter Gelassenheit. — „In meiner Hand. Ja, Du bist verrathen! Nur das Auge Gottes sah die That, welche die Liebe entschuldigen möchte, es aber bei der Verhärtung Deines Herzens nicht kann. Wehe Dir, wenn der gute Meno, die Freude und Hoffnung seiner Eltern stirbt, und Du, überfüßt, der verdienten Strafe anheimfällst! Wehe Dir, wenn nur die Furcht vor dieser und nicht die Ueberzeugung Deiner Schuld Dich in den Staub beugt!“ Ich hörte diese Worte nur mit halbem Ohre; meine Gedanken suchten die Möglichkeit eines Beweises. Aber was konnte mich verrathen? Laut und trotzig verlangte ich es zu wissen, denn meiner Sicherheit gewiß, sah ich in den Worten meiner Mutter nur eine List, mir ein Geständniß zu entlocken.

„Hast Du Nichts, gar Nichts vermißt seit gestern Abend?“ fragte sie, und ihre Stimme erbebt im tiefsten Schmerze, während sie ein Papier aus der Tasche zog, und ein kleines Medaillon daraus entwickelte, welches das Bild meiner verklärten Mutter, auf Elfenbein gemalt enthielt. Mein Vater hatte vor einigen Wochen an meinem vierzehnten Geburtstag es mir geschenkt, und erste Ermahnungen daran geknüpft. Es herrschte schon damals, so wie später, die Mode, daß auch Herren und erwachsene Knaben die Bildnisse geliebter Personen an einer Schnur sichtbar trugen; auch ich hatte das meiner Mutter seit jenem meinem Geburtstag an einer aus ihren Haaren geflochtenen Schnur über dem kurzen, aschfarbenen Rock mit himmelblauem Futter getragen. Ach, es hätte mir ein warnender Talisman sein sollen, aber ich hatte mein Herz verhärtet; ich hatte es nicht vermißt, nun wurde es mein Ankläger. Entsetzt starrte ich auf die lieblichen Züge, deren Anblick mich mit der reinsten Freude hätte erfüllen sollen. „Sieh,“ sagte meine Mutter, „das ist Gottes Finger! erkenne ihn, da er

Dich jetzt aus Deiner Sicherheit reißt. Der Rector selbst hat, als er gestern Abend, für den bewußtlosen Meno sorgend hingeilt war, diesen Beweis Deiner Schuld gefunden. Niemandem außer seiner Frau und mir hat er davon gesagt. Aus Liebe zu Deinen Eltern möchte der gute Mann Dich schonen, soweit seine Pflicht es zuläßt. — Aber ach! was kann er ungeschehen machen! O Gott, erbarme Du Dich! Bewege vor Allem das verstockte Herz dieses Kindes, daß es sein Unrecht erkenne!“ So vom Schmerz ergriffen, ergoß sich meine Mutter klagend und in ihrer Angst zu Gott flehend. Ihre Thränen strömten, während ich — o entsetzlich! — von einem Gedanken erfüllt wurde, der jede abmahnende Stimme meines Gewissens betäubte. Ich war mir meiner Kräfte nur zu wohl bewußt, — diese zarte, schwächliche Gestalt — dies abgelegene Zimmer, das durch einen langen Gang von dem bewohnten Theile unseres Hauses getrennt war — Wie? dachte ich, wenn es mir gelänge, das Medaillon, welches noch immer ihre Hand umschloß, ihr zu entreißen und dann beim Leugnen zu beharren? Schreckliche Bilder von Hinrichtungen, von der Tortur, die damals noch hier angewandt wurde, die Wahrscheinlichkeit von Meno's Tode, alle diese Gedanken verwirrten meine Sinne, und ich stand finster hinbrütend ohne ein Wort zu äußern. Erschöpft sank die trostlose Frau auf ein Kanapee, da nahte ich mich ihr. Die finstere Macht, die mich beherrschte, mußte mich gezeichnet haben, denn mit dem Ausrufe: „Herr des Himmels!“ schreckte meine Mutter vor mir zurück. Was diese Worte, oder der Ton ihrer Stimme in mir wirkten, — ich weiß es nicht — wahrscheinlich hätten sie mich nicht gehindert, das Maß meiner Schuld noch mehr zu füllen; aber Gottes Gnade hinderte es. Ja, nach Jahren voll der bittersten Reue bekenne ich, nur seiner Barmherzigkeit verdanke ich es, daß in diesem fürchterlichen Augenblicke heftig an der verschlossenen Thür gerüttelt wurde. Fast gedankenlos ging ich, solche zu öffnen.

Johanna, die längst erwartete Schwester meiner Mutter war angekommen; der Mutter diese freudige Botschaft zu bringen, waren meine Brüder derselben vorausgeeilt. Diese Erscheinung ergriff mich wunderbar. Die tiefe Trauer, die sie um eine Tante trug, bei der sie seit ihrem vierten Jahre gelebt, ihre fremdartig und doch so lieblich klingende Sprache, die rührende Freude, womit sie die fast bewußtlose Schwester umring, die herzliche Liebe, womit sie mich gleich meinen Brüdern begrüßte, dies Alles gab mir ein augenblickliches Vergessen dessen, was so eben vorgefallen war, aber ach! nur zu bald mußte ich mir sagen, daß diese Augen, die jetzt so wohlwollend auf mich blickten, bald mit dem Ausdruck des Abscheues sich von mir wenden würden und ich verließ schnell das Zimmer und eilte in den Garten. Von namenloser Angst getrieben, kaum wissend, wohin mein Fuß mich trug, stand ich draußen am offenen Fenster einer Schlafkammer, die mit dem Zimmer in Verbindung stand, welches ich soeben verlassen hatte. Ich hörte die klagende, vom heftigen Weinen unterbrochene Stimme meiner Mutter,

hörte meinen Namen nennen, und ehe ich mich besonnen hatte, was ich thun wollte, war ich ins Fenster gestiegen und lauschte an der Thür. „Gott allein kann hier helfen,“ sagte die süßeste Stimme, die ich je gehört, „aber prüfe Du Dich, theure Magdalene, ob Du Dich frei von Schuld weißt, ob Du Dir Nichts vorzuwerfen hast.“ — „Ach nur zu Vieles!“ rief die durch mich so unglückliche Frau. „Meiner Schwachheit mich bewußt, voll Liebe zu dem Sohne meines Mannes, zeigte ich oft zur Unzeit eine Nachsicht, die um so bittere Frucht trägt. Ach wie Vieles habe ich versäumt, wie Vieles hätte ich anders machen müssen, um die Liebe dieses Kindes zu gewinnen, von dessen Seele ich einst seiner Mutter und Gott selbst Rechenschaft geben soll!“ — „Arme, arme Schwester! Gott wird's wenden; er sieht Deine Reue. Unser anhaltendes Gebet muß zunächst für die Erhaltung des armen Meno sein; laß es uns auf den Felsengrund der Verheißung bauen: „Wo zwei in meinem Namen eins werden, warum sie bitten wollen auf Erden, das soll ihnen gewährt werden.“ Das Gebet des Glaubens ist noch immer erhört.“ — „Ach, das meinige nicht,“ sagte meine trostlose Mutter. — „Doch, doch, aber Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Wenn wir aber nicht anhalten, wenn wir lau werden, dann widerstreiten wir dem Geist des Herrn: wir beten entweder gar nicht, oder unser Gebet wird nicht erhört, weil wir übel bitten. Dem vereinten Gebete ist große Kraft verheißen, laß es uns üben, vor Allem, da es gilt, eine Seele zu retten. Gewiß, gewiß! in mir gewinnt der Glaube Kraft, wir werden erhört!“

(Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r .

Ueber Goethe's Faust.

Zwei dramaturgische Abhandlungen von Julius Mosen und Adolf Stahr. Oldenburg (Schulzische Buchhdlg.) 1845. 133 S. 8. (48 K.)

Dieses, beiläufig gesagt, von der Verlagshandlung sehr schön ausgestattete Büchlein giebt uns Rechenschaft von den unermüdeten Bestrebungen unserer Hofbühne für dramatische Kunst und dem glücklichen Erfolge derselben. Es enthält zwei Abhandlungen: I. Dramaturgische Anweisung zur Aufführung der Tragödie „Faust“ von Goethe auf der Oldenburger Hofbühne. Von Julius Mosen und II. Bericht über die Aufführung des Goetheschen „Faust“ auf der Oldenburger Hofbühne den 2. und 3. Februar 1845. Von Adolf Stahr.

„Wir treten an das geheimnißvollste Werk hinan,“ beginnt Mosen seine Anweisung, „welches nur je gedichtet worden ist. Die Commentare, welche darüber geschrieben sind, und dennoch Nichts erklären, machen eine Bibliothek aus. Goethe hat dieses Werk nicht sowohl mit künstle-

rischem Bewußtsein, als vielmehr aus seinem unmittelbaren Gefühlslieben heraus entstehen lassen, so daß es fast zur Erscheinung gekommen ist, wie ein Cyclus dialogischer Balladen, untermischt mit lyrischen Monologen, welche zusammen zwar einen Fortschritt der Handlung haben, jedoch mit Hinzuegung der vermittelnden Zwischenglieder. Wir wollen jedoch das Gedicht plastisch reproduciren. Soll dem darstellenden Künstler die Darstellung der ihm dabei zugetheilten Rolle gelingen, so muß er das Kunstwerk selbst bis in die feinste Faser sich zum Verständniß gebracht haben.“

„Gestaltet er seine Rolle aus diesem Verständniß heraus, ohne rechts oder links zu sehen, frei von der Knechtschaft des Hergebrachten und Ueberlieferten, so wird er eben ein freies Kunstwerk liefern. Wie bringen wir uns aber zum Verständniß des Werkes? — Ich meine dadurch, daß wir die Mühe nicht scheuen, dieses Gedicht bis auf das Geheiß zu verfolgen, aus welchem es sich im Gemüthe des Dichters krystallisirt hat“ u. s. w.

Das ist denn in dieser Abhandlung geschehen, von welcher Stahr (S. 97) erzählt: „Durch eine, den Lese- proben vorübergehende organische Entwicklung des Kunstwerks mit beständigem Bezuge auf die dramatische Darstellung wurde zunächst Gehalt und Bedeutung des Gedichtes an das Bewußtsein jedes einzelnen der mitwirkenden Schauspieler herangebracht, und so der weiteren Wirksamkeit der Boden bereitet.“ Es ist aber nicht blos diese Abhandlung im Stande, dem Schauspieler das Verständniß des jedenfalls doch räthselhaften Kunstwerks zu eröffnen, sondern gewiß wird kein Leser sie nach einem aufmerksamen Studium aus der Hand legen, ohne seine Bekanntschaft mit dem wunderbaren Gedichte vermehrt zu haben.

Stahr's „Bericht“ beginnt zuerst mit der allgemeinen Untersuchung der auch von Goethe's „Faust“ stereotyp gewordenen Phrase von dramatischen Werken: „sie seien doch im Grunde unaufführbar.“ „Man wird,“ schließt er dieselbe, „diese Einwendungen gegen die Aufführbarkeit des „Faust“ gelten lassen können, und demnach ihr entscheidendes Gewicht schon durch die Thatsache beseitigt sehen, daß unter allen dramatischen Dichtungen Goethe's gerade der „Faust“ sich fortdauernd auf den deutschen Bühnenrepertoiren erhalten hat“ u. s. w. „Sehen wir uns endlich nach theoretischen Vertretern der Aufführbarkeit des Gedichtes um, so brauchen wir für alle nur einen, den Dichter selbst zu nennen. Goethe selbst hat seinen „Faust“ auf die Bühne gebracht“ u. s. w.

Dann geht der Hr. Verf. zu dem eigentlichen Gegenstande seines „Berichts“ über, denn sagt er, „der beste Beweis für die Möglichkeit einer Sache ist und bleibt immer die Thatsache der glücklichen Ausführung. Und von einer solchen habe ich zu berichten. In einer kleinen Stadt, mit den mäßigen Kräften einer kleinen, aber trefflich gebildeten Bühne, ist Goethe's „Faust“ an zweien Tagen hinter einander, und beide Male bei überfülltem Hause — man hatte selbst das Orchester räumen müssen — zu all-



gemeiner Befriedigung eines keineswegs zu enthusiastischer Anerkennung, wohl aber zu scharfer Kritik sehr geneigten Publikums aufgeführt worden. Schon längere Zeit vor der Aufführung war das allgemeine Interesse auf dieselbe gerichtet. Nach derselben hat es sich nur noch gesteigert. Der Erfolg einer wiederholten Aufführung wird um so bedeutender erscheinen müssen, wenn man bedenkt, daß bei der zweiten ein großer Theil des anwesenden Publikums schon bei der ersten Vorstellung zugegen gewesen war. Eine dritte Wiederholung, welche allgemein gewünscht wird, dürfte das Zeugniß für den hier errungenen Erfolg noch schlagender verstärken. Woher nun ein solcher Erfolg? woher die Begeisterung der Zuschauer an diesem Drama des Idealismus in einer so materiellen, realistischen Zeit, in einer Zeit der Eisenbahnen- und Dampfschiffahrts-Actien, in einer Zeit, wo das goldene Kalb der „materiellen Interessen“ alle Verehrung an sich zu reißen droht, wo selbst diejenigen deutschen Bühnen, welche sich den ersten Rangorden beilegen, fast nur noch mit Birchpfeifereien und Possen oder mit Tieck'schen Blaubartmährchen der Kunst (!) des redenden Schauspiels das Leben fristen? Woher endlich die Begeisterung der Schauspieler selbst, die dem Erfolge vorherging und darum ihn erringen half?

„Daher, weil man an unserm Theater mit demjenigen Ernst, mit der Gründlichkeit und dem Fleiße an die Aufgabe ging, welche allein den Erfolg zu sichern im Stande sind, und ohne welche ein solches Werk zur Verfündigung an dem heiligen Geist der Kunst werden muß.“ Nun schildert der Hr. Verf. die Vorbereitungen zu den Vorstellungen, Mo'se's dramaturgische Anweisung, die Leseproben, wiederholte einzelne, mit einzelnen Mitgliedern freie Besprechungen über Verständnis und Auffassungsweise, die sich auf das einzelste Detail erstreckten, und endlich nach solchen Specialproben die gründlichsten und ernstesten Generalproben“ u. s. w. „Auch die Musik war für diese Darstellungen herangezogen worden. Durch den hiesigen Gesangsverein bereitwillig unterstützt, hatte man aus der Radzivil'schen Composition einzelne Stücke ausgewählt, welche mit Maß und Präcision ausgeführt, den Eindruck des Ganzen verstärken halfen“ u. s. w.

„Das Erste, was sich nun als Resultat einer so vorbereiteten Aufführung herausstellte, war die Einsicht, daß diese meist für untheatralisch gehaltene „philosophische Tragödie“ voll des tiefsten dramatischen Lebens sei, und daß diese Lebensfülle concreter, d. h. wirklicher und wahrhafter Gestalten, in ihrer individuellen Rundheit und Abgeschlossenheit doch eigentlich erst durch eine theatralische Verfinnlichung zu völliger Wirklichkeit und Wirkung gelangen könne; ja daß z. B. das specifisch Poetische in der Gestalt eines „Faust“ selbst, um schlagend an uns heran zu treten, dieser Verfinnlichung am meisten bedürfe“ u. s. w. „Ein zweiter Vortheil unserer Aufführung war der Ueberblick des Ganzen

als Ganzes, die Einheit und Macht des Gesamteindrucks der durch eine solche Verfinnlichung ungeheuer verstärkt wird“ u. s. w.

Nach solchen allgemeinen Betrachtungen geht der Hr. Verf. zur Kritik der einzelnen Rollen und ihrer Darstellung über, des „Faust“ (Hr. Moltke) und des „Mephistopheles“ (Hr. Kaiser), die er ausführlich behandelt; weniger ausführlich ist die Kritik des „Gretchen“ (Mad. Bluhm), „Wagner“ (Hr. Bluhm), „Marthe“ (Mad. Schulze), „Valentin“ (Hr. Häfer), „der Bechgesellen in Auerbach's Keller“ (Hr. H. König, Dietrich, Schlöggel, Carl Schmidt) und des „Schülers“ (Mad. Moltke) und schließt mit der Erzählung: „Die äußere Ausstattung war würdig aber mäßig. Geschickte Benutzung kleiner Vortheile mußte hier das Beste thun;“ und mit der Ausführung des sehr wahren Satzes: „Aber übermäßige Aufwand äußerer Mittel ist dem Wesen ächt poetischer Bühnendarstellung entschieden ungünstig, weil er auf Kosten der eigenen productiven Phantasie der Zuschauer die Ansprüche an Illusion, d. h. an Sinnentäuschung ins Unbegrenzte steigert, ohne sie doch je befriedigen zu können“ u. s. w.

Wechsel- und Geldcours

der Oldenburgischen Spar- und Leihbank.

Bremen 2 M. 99 $\frac{1}{2}$; k. S. 100 $\frac{1}{2}$. — Hamburg 2 M. 133; k. S. 134 $\frac{1}{2}$. — Leipzig 2 M. 112 $\frac{1}{2}$; k. S. 112 $\frac{1}{2}$. — Frankfurt 2 M. 50 $\frac{1}{2}$; k. S. 51. — Amsterdam 2 M. 125; k. S. 125 $\frac{1}{2}$. — Paris 3 M. 17 $\frac{1}{10}$; 2 M. 17 $\frac{1}{10}$. — London 3 M. 612; 2 M. 614; k. S. 617.

Kirchennachricht.

Vom 7. bis 13. Juni sind in der Dst. Gem.

1. Copulirt: 42) Johann Meyer und Margarethe Klockeher, Bahnbef. 43) Johann Friedrich Nonnentamp und Anna Maria Johanne Elisabeth Edel, Oldenburg. 44) Johann Georg Hüntermeyer und Anna Helene Bütke, Oldenburg. 45) Johann Hermann Anton Maulich (auch Maul) und Johanne Catharine Willers, Oldenburg. 46) Johann Hinrich Martin Köhne und Catharine Debora Jacobine Eiserbedt, Stau.
2. Getauft: 166) Rinius Friedrich Wilhelm Pohl, Gerberhof. 167) Johann von Mohr, Ohmstedt. 168) Gesche Margarethe Willers, Ohmstedt.
3. Beerdigt: 169) Adolph Ferdinand Hermann Bergen, 1 $\frac{1}{2}$ J., Oldenburg. 169) Johann Georg Reineke, 86 J., Oldenburg. 170) Johann Gerhard Anton Meyer, 30 J., Stau. 171) Hermann Dajo Theodor Rylena, 21 J. (aus Barel, entlebte sich selbst). 172) Herr Balthasar Jacob Dugend, Medicinal-Messior, 61 J., Oldenburg. 173) Helene Willers geb. Tiemann, 64 J., v. d. Seil. Geisthor. 174) Herr Adolph Friedrich Theodor Renten, 55 J., auf dem Mühlenshofe.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 15. Juni.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Assistent-Prediger Rindt.
Vorm. (Auf. 9 $\frac{1}{2}$ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Cand. Ramsauer.

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

F i f f t e r J a h r g a n g .

N^o 25.

Sonnabend, den 21. Juni.

1845.

Reinhold.

Eine Erzählung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Meine Jugend.

(Fortsetzung.)

Die feste Zuversicht, womit dieses gesprochen wurde, befänstigte auf einige Augenblicke die quälende Angst meiner Seele. Ich erblickte, indem ich die Gardine, welche das Fenster in der Thüre bedeckte, fast unmerklich verschob, ihr Gesicht, das vielleicht nicht einmal hübsch zu nennen war, aber durch den Frieden Gottes, der aus demselben sprach, mir wie das eines Engels erschien. Und meine Mutter! von ihr, die ich so oft gekränkt, hatte ich die schwerste Anklage erwartet, und nun fielen ihre Worte wie glühende Kohlen auf mein Haupt. Heiße Thränen der Reue weinte ich zum ersten Male in meinem Leben. Noch in derselben Stunde erhielt der Rector Herbart mein schriftliches Bekenntniß.

Nach einer langen Unterredung, die Herbart am Nachmittage dieses Tages mit meiner Mutter gehabt, kam er zu mir auf mein Zimmer. Die wenigen Worten, die er zu mir sprach, zerrissen mein Herz: die Aerzte hatten Meno's Zustand für hoffnungslos erklärt. Meine weinende Mutter kündigte mir an, daß ich in der Frühe des nächsten Tages, der ein Sonntag war, nach Schwey zu ihrem Bruder, dem dortigen Prediger fahren solle, um bei ihm der Entscheidung zu harren.

Saum dämmerte der Morgen nach einer traurigen Nacht, als Albrecht, ein alter Diener unsers Hauses, der wegen meines Benehmens gegen ihn mir nicht gewogen sein konnte, mir seine Begleitung ankündigte. Kurz aber

erschütternd war der Abschied von meiner Mutter. Ihr leidender Zustand, ihr verweintes Auge waren meine Ankläger. Im stummen Schmerz kniete ich an ihrem Bette. „Gott helfe Dir!“ sprach sie erschöpft, mir ihre Hand reichend. Als ich die Küche vorbei der Hausthür zuging, hörte ich von Einer unserer Mägde ein „Gottlob!“ daß der Bösewicht aus dem Hause komme, und den Wunsch, daß er nie zurückkehren möge.

Schon saß ich in unserer alten Kalesche, als Albrecht, die Thür derselben in der Hand, noch Jemand zu erwarten schien. Ich hörte einen leichten Schritt über die Hausflur, eine große Schachtel wurde in den Wagen geschoben, ihr folgte Johanna. In der Nähe dieses Wesens fühlte ich nur tiefer meine Verworfenheit und doch war dieselbe auf eine unerklärliche Art mir wohlthuend. War es eine Ahnung jener Liebe, welche der Sünden Menge deckt? waren es ihre Worte von gestern, welche eine augenblickliche Hoffnung in meine Seele senkten? Ach, nur zu bald sollte diese zerstört werden. Als wir um den alten Glockenthurm bogen, sahen wir an der Pumpe auf dem Markte die Magd des Hauses, in welchem Heinrich wohnte. In ihrer Nähe öffnete sich ein Fenster, und ich hörte eine Frage nach dem Kranken. „Leider schlecht,“ war die Antwort, „der Doctor glaubt nicht, daß er den Abend erleben werde.“ Ich sank wie vernichtet zusammen, doch blieb mir die Besinnung. Johanna hatte sich zu dem gewandt, der allein helfen kann; ich konnte dem kühnen Flug ihres Glaubens nicht folgen. Aber noch eine traurige Begegnung sollte mir werden, ehe wir die Stadt verließen. Aus der „Schüttingstraße“ kommend, traf Heinrich, Meno's Freund, gerade mit unserm Wagen zusammen; sein Gesicht verrieth eine durchwachte Nacht, aber der Ausdruck desselben, als er mich erkannte, bleibt mir unvergesslich.

